

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau für die Schweiz : Monatsschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes
Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund
Band: 7 (1915)
Heft: 2

Artikel: Die Frauen und der Krieg
Autor: A.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-350384>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gewerkschaftliche Rundschau

~~~~~ für die Schweiz ~~~~~

Publikationsorgan des Schweiz. Gewerkschaftsbundes

Abonnement jährlich 3 Fr.  
Für das Ausland Portozuschlag

Redaktion: Sekretariat des Schweiz. Gewerkschaftsbundes, Kapellenstrasse 6, Bern  
Telephon 1808 ○○○○○○○○○○○○ Postscheckkonto N° III 1366

○ Druck und Administration: ○  
Unionsdruckerei Bern

## INHALT:

|                                                                 | Seite |                                                                         | Seite |
|-----------------------------------------------------------------|-------|-------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. Die Frauen und der Krieg . . . . .                           | 13    | 4. Rendite schweizerischer Geldinstitute im Jahre 1914 . . . . .        | 22    |
| 2. Unsere nächste wichtigste organisatorische Aufgabe . . . . . | 16    | 5. Dokumente zum Kapitel Volkssolidarität und Lohnreduktionen . . . . . | 26    |
| 3. Gewerkschaftskartell für den Kanton Zürich . . . . .         | 19    | 6. Internationale Gewerkschaftsbewegung . . . . .                       | 27    |

## Die Frauen und der Krieg.

« Wenn Frauen mit im Staatshaushalt und in den Parlamenten zu entscheiden hätten, dann wäre kein Krieg. » Diese Glaubensformel klingt ähnlich wie jenes sonderbare Gemisch von Wahrheit und Dichtung, wenn man « den Regierungen, die allein den Krieg wollten », die Völker gegenüberstellt, « die vom Friedenswillen durchdrungen waren ». In allen kriegführenden Staaten konnten die Regierungen nur Krieg führen, weil trotz aller Friedenskundgebungen das Volk sich so gut wie einheitlich um sie scharte, und zum Volk gehören Mann und Frau. Wohl haben Bräute, Gattinnen und Mütter geweint und gemanert, aber ihren *einheitlichen Willen* gegen den Krieg oder jetzt für den *Frieden* haben sie ebensowenig durch Taten bekundet wie die regierenden Häupter, die auch behaupten, dass sie keinen Krieg wollten. Im Gegenteil, die Frauen in den kriegführenden und neutralen Staaten haben bis jetzt in ihrem ganzen Tun die Möglichkeiten zur Fortsetzung des Krieges geschaffen. Wie viele Frauen haben ihre Männer und Söhne zurückgehalten bei Kriegsausbruch? Die meisten, auch die Proletarierinnen, würden es als Feigheit, als Schande betrachtet haben; denn das Kriegerideal, eines der mächtigsten Bollwerke des Krieges, bezaubert auch die Herzen der Frauen, es ist in den empfänglichen Tagen der Jugend eingepägt worden. Den Mittelpunkt der Geschichte, die in den Schulen geboten wird, bilden doch Schlachten und Helden der Schlacht. Wohl wussten Männer und Frauen, dass all diese Herrlichkeit, dieses « Heldentum » auf Blut und Grauen beruht. Warum sind jene denn gegangen und warum hielten die Frauen ihre Männer, die anderer Frauen Männer und Söhne niederschieszen bereit waren, nicht zurück? Dachten sie nicht ans Morden, nur ans Siegen? Patriotische Zeitungen rühmen jene Frauen, die « mutig und tapfer » ausharren, die nicht klagen, die ihren

Männern mündlich und schriftlich die Versicherung geben, es gehe daheim ganz gut ohne ihn. — Es mag ja gewiss Familien geben, wo es aus diesem oder jenem Grunde besser geht, seitdem der Krieg die gewaltsame Trennung herbeiführte, da wo die Eheleute vorher nicht den Mut und den Weg fanden, auseinanderzugehen. Die Mehrzahl der Verlassenen wird aber von Sehnsucht verzehrt nach dem Mann, nach den Söhnen, und ihr Wunsch wird grösser und mächtiger. Sie waren nie so ganz vom Nationalismus berauscht, und darum schneller nüchtern geworden. Aus begreiflichen Gründen ist der Patriotismus beim weiblichen Geschlecht nicht so tief verankert, weil die heutige Gesellschaft von der Frau verlangt, was sie beim Mann verabscheut, zum Verrat, Verbrechen stempelt. Während man planmässig, durch die ganze Jugendbewegung die natürliche Liebe zu Land und Volk beim Manne ins Krankhafte, Verzerrte, Uebernatürliche — zum Nationalismus, Patriotismus und Chauvinismus steigerte, verlangt man von der Frau das Gegenteil: sie soll plötzlich, von heut auf morgen ihre Liebe zum Mann auch auf dessen Nation übertragen. Dass das in Friedenszeiten nicht leicht gelingt, ist erklärlich; dass es aber im Krieg zu äussern und innern Konflikten führen muss, ist selbstverständlich. Wie schwer, wie entsetzlich es gerade für eine Frau sein muss, wenn sie durch ihre Ehe in die Nation einverleibt wurde, die sich nun ihrer Heimat gegenüber als feindliche Uebermacht erweist! Wenn sie sich denken muss, dass der von ihr geliebte Mann ihre Brüder niederschiesst, oder ihrem Vater das Bajonett ins Herz stösst, vielleicht sich bei der Einäscherung ihres Familienherdes beteiligt! Eine solche Frau wird kaum vom Rausch jener Nation erfasst, der sie nun angehört. Sie findet es ebenso als törichte Selbstvergötterung, wenn dieses Volk sich als einziges Kulturvolk ausgibt, wie wenn sie ihrer eigenen Familie wegen einen Menschen, der ihr im Wege steht, niedertreten würde. Sie hofft, dass solche Selbstsucht, die sich zum Himmel erhebt, im

Abgrund enden muss, wagt es aber nicht, ihre Gedanken laut zu äussern. Sie ist zur Passivität verdammt, weil die Nation, der sie nun angehört, Denken und Fühlen fordert, wie es der Ehekontrakt vorschreibt: In der Landeskirche muss sie für den Sieg dieser Nation beten; sie soll den Soldaten Liebesgaben opfern, während sie ihren Brüdern und ihrem Vater nicht einmal einen Gruss schicken darf; sie muss in all dem nationalistischen Taumel ihre natürlichen Gefühle ersticken;\*) dass eine solche Frau den Frieden herbeisehnt, ist selbstverständlich. Als sie ihre Liebe verschenkte, dachte sie nicht an die andere Nation — die Liebe ist wohl die stärkste Internationale — als sie in die Ehe trat, hoffte sie, es gebe so wie in ihrem Leben, auch in dem der Völker, keinen Krieg mehr. Nicht nur alle jene Frauen, die sich dieser Hoffnung hingaben und die Macht der Liebe über diejenige der Nation erhoben, sahen sich getäuscht. Aehnlich erging es auch den proletarischen Massen. Auch sie mussten einsehen, dass das, was sie für Wirklichkeit hielten, erst in ihren glühendsten Wünschen existierte, eine Fata morgana in die Zeit hinausgespiegelt; auch wir haben die Tragödie erlebt, dass es gelungen ist, dass die Welt zusieht, wie auf den Schlachtfeldern die Genossen einander das Bajonett ins Herz stossen.

Es wäre deshalb gefährlich, wollten wir uns an neuen Illusionen berauschen, die wie Pilze aus der schwülen Gewitterluft des Krieges empor-schiessen. Eine solche Trugidee, die liebevoll gehätschelt wird, ist der Glaube, dass der gegenwärtige Krieg « der letzte seiner Art » sei. Eine andere Illusion wäre es, zu meinen, die Frauen können in Versammlungen — vor allem in der Kirche — den Frieden herbeiwünschen, « erbeten ». Auch die Frauen müssen es lernen, den Tatsachen ins Gesicht zu schauen. Wir empfinden die tiefe Tragik, dass Granaten und Schrapnells die Solidarität verjagt haben; aber es wäre ein Gegenstück zur Hoffnung auf die ausgleichende Gerechtigkeit nach dem Tode, wenn wir neue Illusionen pflanzen würden. Dürfen wir tatsächlich annehmen, dass der Donner der jetzigen Schlachten das erste Salutschüssen für den Weltfrieden ist? Wenn wir uns doch klar sind über die treibenden Kräfte, so dürfen wir nicht annehmen, dass dieser Krieg von selbst das Tor künftiger Kriege sperrt und den Friedensengel herbeiruft. Wir gäben uns der gleichen Selbsttäuschung hin wie unsere fanatischen Gegner, die zu erbaut sind über die « Haltung » der Sozialdemokratie und die triumphieren: « Die Sozial-

\* NB. Der Spiesser wird dazu sagen, die Liebe soll aufhören Zigeunerkind zu sein und nicht über die nationalen Grenzen hinausschweifen!

demokratie ist nicht mehr », wenn wir meinen, der Krieg führe uns täglich Massen zu, die so gleich in klassen- und zielbewusste « Revolutionäre » verwandelt, für Beseitigung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung kämpfen. Massenstim-mungen lassen sich nicht nach einem Schema oder wie ein Rechenexempel ableiten und berechnen aus den wirtschaftlichen, politischen und sozialen Zuständen heraus, weder nach der Grösse der Opfer, noch der Gewinne, die winken: die Ereignisse haben bewiesen, dass die Weltmachtpolitik über Zauberformeln verfügt, die auch die proletarischen Massen ergreifen und fortreissen, ja deren Vorhut und Führer in einem ungeahnten Masse verwirren.

Es gilt, dem Krieg an die Wurzeln zu gehen, und das vermochte bis jetzt keine der Friedensbewegungen. Die Sozialdemokratie hat wohl erkannt, wo sie liegen, aber noch nicht die Kraft gehabt, sie auszurotten, weil sie auf halbem Wege erst war. Sie hat mit der Erklärung, dass sie einen Verteidigungskrieg mitmachen würde, dem Nationalismus die eine Hand gereicht, während sie die andere der « roten Internationale » darbot. Die erste zog sie zurück, während die andere noch nicht recht zufassen konnte. Es war den regierenden Kreisen immer mit Leichtigkeit gelungen, jeden Krieg in einen Heiligenschein zu hüllen. Die Sozialdemokratie hatte nicht vorausgesehen, dass ein grosser Krieg den Kapitalismus stärken und die Internationale töten könne.

Unser ganzes Zusammenleben von heute ist ja auch Krieg, und zwar wird in diesem Krieg mehr Herzblut vergossen, als in allen bisherigen Kriegen vergossen wurde. Wieviel Gesundheit und Lebensglück da nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen und der halbwüchsigen Jugend geopfert wird, ist nicht auf Gefallenen-Listen zusammengestellt. In diesem Krieg sind die Frauen auch Angreifende und Verteidigende; in ihrer Stellung zum Mann sowohl wie im Erwerbsleben als Ausbeutende und Ausgebeutete. In diesem Dauer-Krieg der wirtschaftlichen Ausbeutung, zu dem die Frauen durch die Erwerbsarbeit gezwungen sind, teilzunehmen, bleiben nicht nur grosse Massen derselben auf dem Schlachtfeld der Arbeit liegen, sondern es ist ein *Massenmorden des künftigen Geschlechts*. Bis heute haben sich die Männerorganisationen noch nicht sehr um die Mobilmachung der Frauen im wirtschaftlichen Klassenkampf bemüht. Theoretisch erkennen sie die Notwendigkeit an; sie sehen wohl die gefährliche Konkurrentin; aber andererseits hätten sie für ihre eigenen, persönlichen Bedürfnisse gerne eine gute, anspruchslose Macht bezeigen können. Gar viele bekunden wohl den kompletten Bruch mit der *bürgerlichen Denkweise*, aber die *Handlungsweise* reicht noch nicht stark vom Tun der

Gegner ab; gar zu viele sagen noch: « Wir müssen allgemeine Massnahmen treffen », « erzieherische, soziale, politische Abgrabung des Krieges », « internationale Abmachungen und Einrichtungen », « der einzelne aber muss inzwischen mitmachen, was nicht zu ändern ist ». Solange aber nicht *jeder einzelne* vom Verantwortlichkeitsgefühl der ganzen Bewegung gegenüber durchdrungen ist, und es sich nicht zur Pflicht macht, seine Frau und seine der Schule entlassenen Kinder derselben zuzuführen, darf man nicht erwarten, dass wir uns dem Ziel, dem Welt- und Völkerfrieden, nähern; denn wir wissen, dass gerade Frauen- und Kinderarbeit den Kriegskräften des Kapitalismus immer neue Nahrung zuführen, weil sie die besten und bequemsten Ausbeutungsobjekte sind.

Man hat die serbischen Frauen gerühmt; nur ihrer Ausdauer und ihrer Tatkraft sei es zu danken, dass ihr Volk zum drittenmal den Krieg durchführen könne. Könnte wohl noch lange weitergekriegt werden, wenn in allen kriegführenden Ländern alle Frauen die Arbeit niederlegten? Naive glauben auch, es wäre möglich, dem Krieg ein Ende zu machen, wenn alle Frauen ein grosses Heer bilden und sich vor die Front hinwerfen würden mit der Erklärung: Wenn ihr weiterkämpfen wollt, dann schreitet zuerst über uns, dann schiesst uns nieder! Weder dieser einheitliche Wille, noch diese Aktion ist möglich, nicht weil die Frauen vom Völkerhass durchglüht sind, aber weil auch sie in Klassen geschieden sind. Die Besitzenden spüren die Folgen des Krieges nicht in gleicher Weise wie die Besitzlosen, und diese sind in Friedenszeiten zu sehr ans Entsagen und an Anspruchlosigkeit gewöhnt worden. Zur Tat gehört Wille, zur Revolution Kraft und ein klares, sicheres Ziel, und vor allem Organisation. Man kann nicht ernten wollen, wo man nicht gesät hat. Wir können von den Frauen nicht eine Aktion fordern, zu der alle Vorbedingungen fehlen. \*) Wir müssen zuerst ihrem Fühlen, Denken und Handeln eine bestimmte Richtung geben. Erst wenn die Frau als Produzentin an dem gewerkschaftlichen Kampf in grosser Masse sich beteiligt, erst wenn ihre Kaufkraft und ihre Talente, zu haushalten und zu sparen, für genossenschaftliche Zwecke vollauf Verwendung finden, werden diese beiden mit der dritten, der politischen Strömung, dem Kapitalismus die Nahrung entziehen. Nicht nur daran liegt es, dass die Frau auch mitstimmen, mitwählen, mithaushalten kann und soll. Erst, wenn sie am öffentlichen Leben teilnehmen muss und die Verantwortung teilt, wenn sie nicht als Mensch zweiten Grades behandelt wird, dann erst wird sie auch

imstande sein, ihre Kinder für die Gesamtheit, für die Gesellschaft zu erziehen, dann erst wird sie in ihnen nicht nur ein Spielzeug, nur Puppen sehen. Dann wird sie mit ihren Forderungen an die Öffentlichkeit treten: Sie wird nicht mehr dulden, dass der Kapitalismus das Leben des kommenden Geschlechts im Mutterleibe tötet, sie verlangt Mutterschutz in allen seinen Konsequenzen. Sie wird einsehen, dass der Staat den Mann intellektuell und physisch besser ausrüstet fürs Leben; sie wird für sich ähnliche Ausbildung, vor allem tüchtige Vorbereitung für ihren wichtigen Beruf als Mutter fordern. Damit sie aber ein Geschlecht nicht *kriegs-*, sondern *friedenstüchtig* erziehen kann, muss sie nicht nur ihren Körper, sondern auch ihren Geist richtig nähren. Wir wissen, wie Hunger, ein Uebermass an Arbeit, aber auch Alkohol, unsern Körper ruinieren. Ebenso zerstörend wirkt Schundliteratur auf unsern Geist. Wieviel Lüge und Verleumdung wurde durch Zeitungen, Zeitschriften und Bilder unter die Massen gebracht seit Kriegsausbruch! Warum überbietet sich die bürgerliche Presse mit Extrablättern und Schlachtenberichten? Der Zweck ist ein doppelter: Sie macht selbstverständlich glänzende Geschäfte und rechnet auch psychologisch ganz richtig: Die Lektüre schafft nicht Widerwillen, nicht echtes, wahres Grauen vor dem Krieg, sondern die Lesenden empfinden — nicht bewusst — eine geheime Freude an diesen Schilderungen wilden Würgens und Tobens, je furchtbarer sie sind, um so mehr « ziehen » sie. Nach der Aussage von Redakteuren lesen gerade Frauen, auch in Friedenszeiten, am liebsten Berichte über « Unglück und Verbrechen », und die sogenannten neutralen Zeitungen kommen diesen Neigungen sehr entgegen. Dass dadurch all das, was zum Krieg führt, genährt wird, sollte einleuchten. Durch gute sozialistische Literatur sollte diesem Hange zum Grauenhaften entgegengearbeitet werden; durch die Tagespresse allein kann das nicht geschehen; es sollte auf gut und einfach geschriebene Broschüren aufmerksam gemacht werden.

Der Sozialismus verlangt nicht, dass sich nur Männer um die Fahne der roten Armee scharen, sondern auch die Frauen, und verlangt auch von diesen Geschlossenheit und Disziplin, die Fähigkeit, zu befehlen und zu gehorchen, das Ertragen von Mühsal und Entbehrungen, die todesverachtende Tapferkeit. Der Sozialismus bedarf der Helden und Heldinnen, und zwar ganz anders als auf den Schlachtfeldern; Menschen, die noch ganz andere Qualen und Schrecken aushalten können; wenn *jeder und jede einzelne zu diesem Heldentum bereit ist, werden wir siegen*.

Wir wollen uns nicht darüber täuschen, auch wenn der Friedensschluss die Völker bis zum Weissbluten erschöpft findet, die erzeugte Stim-

\* Von den Männern auch nicht. Red.

mung in den Massen wird nicht schnell ver-  
rauschen. *Neben den Kräften, die zu künftigen  
Kriegen treiben, erblicken wir andere, die den  
Frieden vorbereiten. Ob künftig die Kräfte des  
Friedens die Gewalten der kapitalistischen Welt-  
machtspolitik zu hemmen und zu überwinden im-  
stande sein werden, das hängt von der ganzen  
Stärke und Bedeutung der Arbeitsklasse ab, ob sie  
reif sein wird für das Ideal der proletarischen  
Solidarität. Diese Reife vorzubereiten — ohne  
trügerische Illusionen — klar im Erkennen, fest  
im Wollen, opferbereit im Tun — das soll der  
Frauen Entschluss sein am fünften schweizeri-  
schen sozialdemokratischen Frauentag!* A. R.



## Unsere nächste wichtigste organi- satorische Aufgabe.

Neben den unsäglichen Leiden, die der Krieg dem Proletariat gebracht hat, zeitigte er auch einige erfreuliche Begleiterscheinungen. Ueberall wird heute die Frage diskutiert, aus welchen Gründen die Arbeiterschaft dieses grösste Verbrechen nicht verhindern konnte. Wenn es auch eine Illusion war, an die Möglichkeit zu glauben, dass die Arbeiterschaft bereits über die nötige Macht verfüge, um den europäischen Krieg zu verhindern, so trug dieselbe doch dazu bei, die Arbeiterschaft über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Es wurde deswegen der in unserm Wirtschaftsleben vor sich gehenden Entwicklung zuwenig Aufmerksamkeit geschenkt. Heute nimmt man zu seinem Schrecken wahr, dass die Verhältnisse sich in den letzten zehn Jahren gewaltig geändert haben. Die Organisationen der Arbeiterschaft haben es nicht in dem Masse verstanden, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, wie das nötig gewesen wäre. Dafür können nicht einzelne Personen verantwortlich gemacht werden; zum grössten Teil sind die Ursachen in der Psychologie und in der sozialen Stellung der Arbeiterschaft zu suchen. Trotzdem die Notwendigkeit vorliegt, andere, zweckmässigere Bahnen einzuschlagen, wird diese Aenderung nicht von heute auf morgen durchgeführt werden können. Wenn die wirtschaftlichen Vorbedingungen auch heute schon teilweise überreif sind, so ist anzunehmen und damit zu rechnen, dass nicht überall die Notwendigkeit einer Neuorientierung eingesehen wird. Dass darüber schon diskutiert wird, ist ein gutes Zeichen und berechtigt zu den besten Hoffnungen. Meine Ausführungen sollen einen Beitrag zu dieser Diskussion sein. Genosse Leuenberger hat in der letzten Nummer eine Reihe von Anregungen gemacht, die wichtigste aber nur kurz gestreift. Bevor ich näher darauf eintrete, ist es nötig, zu-

erst zu prüfen, ob eine Neuorientierung überhaupt notwendig ist.

Jedem Gewerkschafter muss schon lange aufgefallen sein, dass die gewerkschaftlichen Kämpfe in den letzten Jahren nicht die Resultate zeitigten, die man eigentlich im Verhältnis zu den Kraftanstrengungen erwarten konnte. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, dass die Ergebnisse in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Opfern an Zeit, Geld und organisatorischer Kraft standen. Kommt das von ungefähr?

Jeder Vorgang ist das Resultat bestimmter Ursachen. Im vorliegenden Falle ist es die Machtverschiebung im wirtschaftlichen Kampfe zuungunsten der Arbeiterschaft. Auch dies ist wieder die Folge bestimmter Vorgänge. Diese Machtverschiebung kann allgemein konstatiert werden und wird auch meistens zugegeben. Wodurch sie aber bedingt ist, darüber gehen die Meinungen ziemlich weit auseinander. Die einen glauben, dass die bisher von den Gewerkschaften angewandte Taktik den Verhältnissen nicht mehr entspreche. Es ist richtig, dass wir unsere Kraft in vielen Einzelkämpfen verbrauchen. Ob aber die nötigen Vorbedingungen zu Massenkämpfen, wie sie von vielen gewünscht werden, vorhanden sind, möchte ich bezweifeln. Ich bin der Auffassung, dass Massenkämpfe nur dann geführt werden können, wenn eben die Massen unseren Gewerkschaften angehören. Andere sind wieder der Auffassung, dass die jetzigen Organisationsformen den heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprechen. Dieser Auffassung huldige auch ich.

Die Schweiz stellt ein kleines Wirtschaftsgebiet dar. Diese Tatsache hat auch für die Arbeiterschaft schwere Nachteile. Auch wenn die Organisationsverhältnisse besser entwickelt sind, wenn die schweizerische Arbeiterschaft lückenlos organisiert wäre, so hätten wir keine Riesenorganisationen aufzuweisen. Darin liegt für die schweizerische Arbeiterschaft an und für sich bereits eine Gefahr. Dazu kommt, dass unsere Bewegung allzu sehr eine Kopie der deutschen Gewerkschaftsbewegung ist. Was aber für Deutschland richtig ist, kann für unsere schweizerischen Verhältnisse unter Umständen verkehrt sein. Diese Tatsache können wir im Aufbau unserer Gewerkschaftsbewegung genau studieren. Alle Berufe, die in Deutschland eigene Verbände haben, ahmen in der Schweiz die Geschichte nach. In Deutschland ist dieser Weg eher möglich aus dem einfachen Grunde, weil für jeden einzelnen Beruf grosse Arbeitermassen in Frage kommen. Bei uns ist die Sache anders. Dieser verfehlte Aufbau bringt es mit sich, dass wir in der Schweiz eine Masse von kleinen Organisationen haben, die aber aus eigener Kraft nie die Leistungsfähigkeit aufbringen werden, die zur Durchführung unserer